

MAX WELLINGHAUS

LORIOT

— KLEINE ANEKDOTEN AUS DEM LEBEN EINES GROSSEN HUMORISTEN —

riva

© des Titels »Loriot« (978-3-86883-825-1)

2016 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München

Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

Vorwort

Es gibt kaum jemanden, der ihn nicht kennt. Kaum jemanden, der nicht mindestens einen Sketch, einen Witz oder eine der schier unzähligen Textpassagen auswendig zitieren kann. Lorient ist und bleibt der kleinste und gleichzeitig größte gemeinsame Humornenner, auf den sich unsere Nation einigt.

Trotzdem herrscht in Deutschland ein grundsätzliches Missverständnis über den Lieblingskünstler Nummer eins: Vicco von Bülow soll in seiner Eigenschaft als Lorient immer herhalten als feinsinniger Humorist, als Schönggeist, der den Bürgern auf amüsante Art den Spiegel vorhält und sie zum Nachdenken bringt. Da man ihn aus dem Fernsehen nur komisch kennt, »wird alles, was ich sage mit Komischem in Verbindung gebracht«, so Lorient. Dass es auch leise, traurige oder gar verzweifelte Momente in seinem Leben gibt, vergisst man dabei schnell. Abseits aller Komik ist er nämlich auch Ehemann und Freund, Opapa, Nachbar und Tourist – schlicht ein Mensch wie du und ich.

Große Bücher über große Männer gibt es in der Tat zur Genüge. Was also soll man Neues erzählen, was nicht schon längst erzählt worden ist? Johann Wolfgang von Goethe sinnierte einst: »Willst du dich am Ganzen erquicken, so musst du das Ganze im Kleinsten erblicken.« In diesem Sinne zeigen diese vermeintlich nebensächlichen Geschichten einen völlig anderen Menschen hinter der Marke Loriot. Diese Anekdoten erzählen keine Sketche, sondern beschreiben den Menschen selbst. Und das so ehrlich und einzigartig wie nie zuvor.

Eines muss noch gesagt werden: Egal, wie amüsanter diese Geschichten sein mögen, Sie werden höflichst darum gebeten, das Lachen während des Lesens auf ein Mindestmaß zu reduzieren. Bewahren Sie bitte Haltung, so wie Loriot es tut, tat, tun würde. Sein Wunsch nach Contenance – »Ich bin Preuße ... bitte zügeln Sie Ihre Begeisterung« – sollte respektiert werden.

Obwohl ... das ist leichter gesagt als getan.

Inkognito geht anders

92 Prozent der deutschen Bevölkerung kennen Lorient, und zwar in West und Ost fast gleichermaßen. Das mag von Vorteil sein, wenn man auf der Bühne steht, im Fernsehen auftritt oder Filme dreht. Aber bei einer Darmspiegelung ist Ruhm doch eher unpraktisch. Niemand freut sich über frenetischen Applaus, wenn er ohne Hose in Fötusstellung auf dem Untersuchungstisch liegt und einen Schlauch in den Allerwertesten geschoben bekommt.

Nein, da hört der Spaß auf.

Lorient ist sich seines Alters und seines Alterns schon immer bewusst. Wer glaubt, die offensichtlich unveränderte innere Jugendlichkeit sei auch äußerlich noch gut erkennbar, der irrt gewaltig. So beschreibt es der Komiker selbst. Und weil es nun mal unerfreulich ist, »wenn das Publikum den Atem anhält vor Angst, der greise Künstler könne auf der Bühne in Ohnmacht fallen«, geht der Komiker regelmäßig zum Gesundheitscheck ins Krankenhaus.

Womit wir wieder bei dem anfänglichen Popularitätsproblemchen wären. Was macht also ein pffiffiger Kerl wie Loriot, der sich unerkant in ein Hospital einweisen lassen möchte? Richtig, er meldet sich unter falschem Namen an, damit die Presse ihm nicht auf die Pelle rückt. Gesagt, getan. Drei Tage liegt er zuletzt in einem Zweibettzimmer mit einem älteren Herrn. Geredet wird nicht viel. Sein Nachbar schweigt beharrlich und starrt Löcher in die Luft. Nur gelegentlich schaut er mit neugierigem Blick zu ihm herüber.

»Wissen Sie, wie Sie aussehen?«, fragt ihn sein Zimmernachbar auf einmal unvermittelt. »Wie denn?«, entgegnet Loriot, bereits mit dem trügerischen Gefühl im Bauch, ab sofort enttarnt zu sein. »Na, wie der Dings aus dem Fernsehen«, ist sich sein Nachbar sicher, »na, der Fuchsberger!«

Loriot, Eva und der Hundehaufen

Am 30. Juli 1990 beginnen sie endlich, die Dreharbeiten zu seinem zweiten Spielfilm »Pappa ante portas«. Zehn Monate hat er an dem Drehbuch geschrieben. Jeder Satz ist durchdacht. Jede noch so kleine Pointe wie gewohnt gedanklich durchgespielt. Die leise Komik braucht Timing, und das muss perfekt sitzen. Loriot ist nun mal ein Perfektionist im besten Sinne.

So wundert es auch nicht, dass er die eine oder andere Szene in den DEFA-Studios von Potsdam-Babelsberg extrem häufig wiederholt, »mit der verzweifelten Hoffnung, die Zeit möge reichen für das optimale Ergebnis«. Dass die Sache vor allem seiner kongenialen Partnerin Evelyn Hamann stinkt, hat in diesem speziellen Fall einen anderen Grund. Einen, der etwas tiefer liegt, genauer gesagt, vor ihren Schuhen. Ein Hundehaufen, so herrlich stinkend, wie man es eben von Fäkalien in dieser Größe erwartet. Und in dieses stattliche Tierendprodukt muss Evelyn Hamann tatsächlich 34-mal hintereinander hineintreten – erst bei der allerletzten Aufnahme habe es wahrhaftig genug ausgesehen.

Geplant war die Szene in »Pappa ante Portas« übrigens folgendermaßen: Evelyn muss mit einer Freundin durch den Berliner Fasanenpark spazieren und sich über ihre Ehe beklagen. Sie soll laut Drehbuch auf die Kamera zugehen, ohne hinzusehen, in ein Hundehäufchen treten und dabei einfach weiterreden. Alles soll ganz beiläufig wirken. Genau das war die Schwierigkeit, erst recht es in einer einzigen Kameraeinstellung einzufangen. Denn nur wenn dieser Vorgang gewissermaßen von alleine stattfindet, wirke er lebendig, erklärt es der Meister selbst.

Evelyn tut also wie ihr geheißen. Schließlich ist diese »Kackszene« wie jede andere ein essentielles Puzzlestück der Loriot'schen Leinwandkomik. Oder? Nicht ganz. Loriot gesteht danach: »Für den Fortgang des Films ist diese Szene nicht wichtig, man hätte sie auch streichen oder schneiden können ...«

(K)eine treue Seele

Im Frühling 2006 – Lorient feiert gerade seinen 55. Hochzeitstag – wird er gefragt, wie er es denn geschafft habe, so lange mit seiner Romi zusammenzubleiben? »Meine Frau meint, das könnte wohl auch Fantasielosigkeit gewesen sein«, sagt Lorient. »Nett, nicht?«

Doch trotz aller Fantasielosigkeit, so ganz unempänglich wie es den Anschein haben soll, ist Lorient für das andere Geschlecht nun auch nicht. Er selbst sagt schließlich, dass man natürlich etwas schwärmen darf und es sein kann, dass im Laufe eines Lebens von achtzig, neunzig Jahren »auch mal ein Versehen« passiert. Dann wiederum müsse der Partner »klug reagieren«.

Abgesehen von der Erkenntnis, dass Männer und Frauen einfach nicht zusammenpassen, hat Lorient noch zwei weitere Beziehungswahrheiten im Gepäck. Erstens: Die übliche familiäre Selbstverständlichkeit mit all den alten Rechten und Pflichten gibt es nicht mehr. Früher bekam die Braut eine Mitgift in die Ehe, die schon bei Beginn der Hochzeitsnacht in den Besitz des genüsslich schnaubenden Ehemanns überging.

Das habe sich leider geändert. Heute sei es zu-
meist unklar, wer wen zu ernähren habe, betont
er. Zweitens: Blindes Verständnis gibt es nur
zwischen Hund und Herrchen oder in seinem
Fall zwischen Mops und Mann. Auf die Frage,
wer ihm denn immer treu gewesen sei, antwor-
tet Loriot nicht ohne Grund voller Nachdruck:
»Emil, mein Mops!«

Sein »Onkel aus Berlin«

Mit Regisseur Stefan Lukschy verbindet ihn nicht nur eine enge Freundschaft, die beiden Herren sind sogar miteinander verwandt. Aber das wissen sie damals noch nicht, als sie am 25. August 1975 mit dem Dreh von »Loriots sauberer Bildschirm« in Bremen beginnen.

Zu diesem Zeitpunkt sind die beiden natürlich noch per Sie. Und das wären sie wohl auch bis heute, wären da nicht Loriots Frau Romi und Stefans Freundin, die in der Berliner »Paris Bar« spontan beschließen, dass sich ihre Männer – nun schon seit Jahren eng befreundet – doch endlich duzen sollen. Was die Herren im Bad, pardon, in der Bar dann schließlich auch brävlichst mit einem Brüderschaftstrunk begießen. »Ich bin der Stefan« – »Vicco, Prosit«. Kaum jedoch sind die Damen außer Sicht- und vor allem Hörweite, siezen sich die Freunde heimlich weiter. Zu vertraut ist ihnen das »Sie« – zu unnatürlich klingt das »Du« in ihren Ohren. »Innerlich hatten wir uns längst geduzt«, sagt Stefan Lukschy.

Dass sie beiden derselben Blutlinie angehören, erfahren sie durch Zufall. Während eines ihrer vielen Gespräche über Gott und die Welt stellen sie fest, dass ihre Großväter miteinander verwandt waren. »Durch das Zeichnen eines Stammbaumes haben wir dann herausgefunden, dass ich Loriots Onkel dritten Grades bin«, verrät Regisseur Stefan Lukschy.

Daraufhin unterzeichnet Loriot seine Briefe an ihn mit »folgsamer Neffe« und Stefan Lukschy grüßt als »Onkel aus Berlin«.

Wie das Reiskorn zur Nudel wurde

1977. »Loriot III« läuft erstmals im Fernsehen, wird von Fans und Kritikern gleichermaßen gefeiert. Vor allem »Die Nudel« wird zum Aushängeschild des Loriot'schen Humors. Kein anderer Sketch wird so oft rezitiert, so oft nachgeahmt wie dieser missglückte Heiratsantrag im Restaurant. Noch heute muss man einfach schmunzeln, wenn man in das entsetzte Gesicht von Evelyn Hamann blickt, die gebannt und mit fast starrer Miene das wandernde Teigteilchen im Gesicht ihres Verehrers verfolgt. »Bitte sagen Sie jetzt nichts, Hildegard« wird zum geflügelten Wort.

Ob es der Nudelkavalier je geschafft hat, Hildegard zu erobern, will Loriot nicht verraten. Nur eines gibt er preis: auf welcher lustigen Art und Weise dieser Sketch entstanden ist.

Hintergrund ist tatsächlich eine wahre Geschichte. Loriots Patentochter, damals bereits eine junge Frau, liebt – ganz der Onkel – die subtile Provokation. Einmal beim Abendessen nimmt sie darum ein Reiskorn in den Mund, feuchtet es ein bisschen an und platziert es

ganz beiläufig auf ihrer Oberlippe. Dann lässt sie es wieder im Mund verschwinden, nur um es kurz danach wieder wie zufällig auf ihrer Lippe zu drapieren. Das Ganze wiederholt sie so lange, bis alle Anwesenden am Tisch so irritiert sind, dass jeder nur noch dieses Reiskorn im Sinn hat. Oh ja, seine Patentochter hat dabei großen Spaß.

Der Streich hatte zwar noch keine Pointe, aber die Idee zum Nudelsketch war geboren.

Loriot: »Ich habe daraus eine Liebeserklärung gemacht, was nicht heißt, dass man grundsätzlich für eine Liebeserklärung immer eine Nudel braucht.«

Der Fernseher mit Vorhang

Mitte der Fünfzigerjahre. Es ist die Zeit des Wirtschaftswachstums in Deutschland. Bundeskanzler Konrad Adenauer und Finanzminister Ludwig Erhard werden zu den Symbolfiguren für den sozialen Aufschwung des Landes. Die Bürger haben endlich wieder Geld, auch um sich stilvoll einzurichten. Wer etwas auf sich hält, versammelt in seinem Wohnzimmer Tüntenlampe, Nierentisch, Eckschränkchen, Cocktailsessel – und ein Fernsehgerät.

Bei Letzterem wird auch Lorient schwach. Obwohl er sich ein wenig dafür geniert, dass er ein Faible für diese, na ja doch sehr moderne Form der Unterhaltung hat, wie er gesteht. Seine Freunde nämlich hören ausschließlich Hörfunk und finden dieses Fernsehen völlig unter ihrer Würde. Darum verstecken Lorient und seine Frau den Fernseher kurzerhand im Kasperletheater ihrer Kinder und ziehen den Vorhang nur auf, wenn sie etwas Bestimmtes sehen wollen.

Ein Fernseher mit Vorhang. Lorient: »Eben ganz ein Kasperletheater, so wie es das Fernsehen nun mal ist.«

Einmal Urlaub auf Capri, bitte

Fleißig. Diszipliniert. Ehrgeizig. Ordentlich. Die Liste seiner preußischen Tugenden ist lang. Lorient's Erfolg kommt schließlich nicht von ungefähr, nein, er hat ihn sich hart erarbeitet – und das auf Kosten seines Privatlebens.

Vor allem wenn er an seine beiden Töchter Bettina und Susanne denkt, plagt ihn ein schlechtes Gewissen. Zu oft hat er sich seinem Zeichenblock zugewandt, zu selten konnte er wirklich der Kuschelpapa sein, nach dem sich gerade kleine Kinder nun einmal sehnen. Dass bei so einem Workaholic auch gemeinsame Ferien auf der Strecke bleiben, ist wohl selbstredend. »Ich entsinne mich keines wirklichen Urlaubs mit der ganzen Familie«, sagt er. Nur einmal hätten sie geschafft, zu viert nach Rom und Capri zu fahren.

Urlaub mit Lorient? Das kann ja heiter werden, denkt man. Das Gegenteil allerdings ist der Fall.

Humor ist bekanntlich eine ernste Sache. Erst recht für einen Feingeist, wie Lorient es nun einmal war. Komisches herzustellen sei schließlich

so mühsam, dass keine Heiterkeit für fröhliche Ferien übrig bleibe. Selbst in seiner Freizeit habe er darum nebenher weitergeschrieben und gezeichnet. Man kann sich vorstellen, wie er da am Strand steht, die Menschen mit all ihren Facetten studiert, nur um gleich darauf die besten Geschichten darüber aufs Papier zu bringen.

Ob es sich gelohnt hat? Im Rückblick auf seine Karriere resümiert der Komiker: »Es ist mit der Zeit eigentlich zu teuer bezahlt ...«

Ein Kind namens Rhinoceros oder wie Lorient die Luftpost revolutioniert

Auch wenn die Kritiken über Lorient's Hundegeschichten sehr vernichtend sind, finden seine Abenteuer des Nashorns Reinhold in der Kinderbeilage des »Stern« sofort großen Zuspruch. 1953 geht es los. Drei Monate Dauer sind ursprünglich geplant, siebzehn lange Jahre sollen es schließlich werden.

Eine Urlaubsvertretung hat Lorient nicht. Wer könnte auch diesen einzigartigen Strich kopieren?! Darum werden Bleistift, Tusche und Zeichenblock eben stets auch mit in die Sommerferien genommen. Einmal, Lorient ist gerade mit seiner kleinen Familie auf Capri – ja, es ist dieser besagte eine Urlaub –, muss er die neuen Fortsetzungen für Reinhold zur Fähre bringen. UPS, Hermes oder DHL gibt es damals noch nicht. Leider! Denn weil der Künstler sich mal wieder in der Zeit verschätzt, kommt er viel zu spät zum Hafen. Das Schiff hat bereits abgelegt.

Kurzerhand wirft Lorient das Paket mit seinen Skizzen darum in hohem Bogen auf die Fäh-